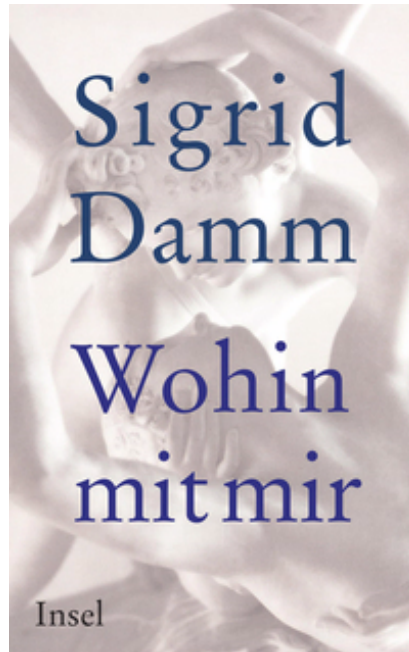


Insel Verlag

Leseprobe



Damm, Sigrid
Wohin mit mir

© Insel Verlag
978-3-458-17529-2



Sigrid Damm
Wohin mit mir

Insel Verlag

© Insel Verlag Berlin 2012
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werks darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm
Printed in Germany
Erste Auflage 2012
ISBN 978-3-458-17529-2

I 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

Wohin mit mir

Das letzte Jahr des vergangenen 20. Jahrhunderts. Für mich, die Erzählerin, war es ein abenteuerlich volles, verwirrendes Jahr, dieses 1999. Die Dichte der Ereignisse, die mich nicht zur Besinnung kommen ließen, der Wechsel der Orte, die der Körper vollzog, ein Wechsel, bei dem die Seele nicht nachzukommen vermochte. Ihr Zurückbleiben. Vergebliches Warten. Wohin mit mir.

Meinen Lebensmittelpunkt hatte ich – nach dem Sturz meines Landes in den Abgrund und der Öffnung der Grenzen in alle vier Himmelsrichtungen – im hohen Norden gefunden, in Schweden, unweit des nördlichen Polarkreises, in einer Landschaft, in der alles lag, was ich erzählen wollte, in der mich eine warm bewohnte Unendlichkeit umgab. Da rief man mich nach Süden, nach Italien. Vom 1. Juli bis 31. Dezember wurde mir ein Aufenthalt als Stipendiatin der Casa di Goethe in Rom zugesprochen.

Und zudem: im Frühjahr des Jahres 1999 war ich in der Erwartung, Großmutter zu werden. Eine halbjährige Abwesenheit aus Deutschland?

Auch mein Verlag zeigte sich nicht glücklich darüber. Mein im August des Vorjahres erschienenenes Buch hatte überraschend Erfolg. Ein Ansturm von Wünschen nach Lesungen. Wenigstens einen Teil solle ich erfüllen, sagte mein Verleger, und so drängten sie sich im ersten Drittel des Jahres zusammen.

Dann kam noch etwas dazu, das wohl entscheidend war: In mir arbeitete bereits ein nächstes Buch. Es hatte, wie konnte es anders sein, den hohen Norden zum Erzählraum. In diese Landschaft war ich durch meinen älteren Sohn gekommen, der sie für sich entdeckt und mich und seinen jüngeren Bruder mit seiner Leidenschaft für den Norden infiziert hatte. Jahre schon hatten wir den Traum: ein Buch zu dritt darüber zu machen. Nun brachte der Erfolg ihn in greifbare Nähe. Ich entsinne mich an den Tag, als wir ihn in die Realität eines Entschlusses wandelten. Es war Karfreitag, der 2. April. Mit den Söhnen und der hochschwangeren Frau des älteren fuhren wir in die Umgebung von Berlin hinaus. Mieteten am Lehnitzsee ein Boot, ruderten zur Mitte des Sees, ließen das Boot treiben, es kreiste um sich selbst, lange, trieb dann unendlich langsam dem Ufer zu. Und da stand der Entschluß fest. Und auch der, daß ich vor meinem Aufbruch nach Italien allein nach Norden fliegen, dort die Zeit von Mitte Mai bis Mitte Juni verbringen würde.

Wenige Tage nach jener Bootsfahrt kam das Kind zur Welt. In das Glück meines Großmutter-Daseins mischte sich die Bitternis über die Vorgänge im zerfallenen Jugoslawien. Am 21. März hatten – ohne Mandat der UNO – die Luftangriffe der NATO-Verbündeten auf Serbien begonnen. Auch in der Nacht, als das Kind geboren wurde, bombardierten NATO-Flugzeuge serbisches Gebiet. Wenige Tage später, ich war schon wieder unterwegs, beim Umsteigen auf dem Leipziger Hauptbahnhof die riesige Leinwand, auf der Bilder vom zerstörten Belgrad flimmerten, in der Nacht war das In-

nenministerium getroffen worden. Und Aufnahmen von einem von Flugzeugen angegriffenen Zug, in dem Zivilisten saßen. Die Tötung von Unschuldigen, Gewaltanwendung im Namen einer Aktion, für die man das Wort *Friedensdurchsetzung* hatte; eine in meinen Augen durch nichts zu rechtfertigende Aktion, an der sich auch Deutschland beteiligte. Waren die Politiker meines Landes von allen guten Geistern verlassen?

Mitte Juni, als ich von Luleå in Nordschweden nach Berlin zurückflog und in Stockholm zwischenlandete, sah ich auf den Titelseiten der großen Zeitungen und auf den Bildschirmen in der Wartehalle: Die NATO-Verbündeten, unter anderen auch deutsche Truppen, zogen wie Siegermächte im Kosovo ein, und die Menschen standen an den Straßenrändern und winkten den Panzern zu.

Der hohe Norden. Mitte Mai. Der Winter war noch nicht vorbei. Der Piteälven trug noch Eis. Überall waren Schneereste. Auch auf dem Grundstück in Roknäs; der Nachbar hatte den Schnee zu Haufen zusammengeschoben. Die Bäume waren noch völlig kahl. Die Erde gefroren. Nur in den Ameisenhaufen regte es sich.

Aber wie in all den Jahren beginnt das Glück hier übergangslos; von Null auf Tausend. Sofort bin ich von dieser Unendlichkeit umgeben. Morgensonne. Draußen vor meiner Kammer auf dem Rentierfell sitzend frühstücke ich. Am Fluß treffe ich eine Elchmutter mit ihrem Kind und zwei Rentiere. Ich besuche meine Freunde in Bölebyn, der Eisgang auf dem Piteälven hat ihre Saunahütte weggerissen. Ich schlafe zehn Stunden.

Traumlos. An einem windstillen Tag brenne ich die Wiese ab. Höre auf das Fallen der Regentropfen auf das Dach der Terrasse, höre auf die Kehllaute der Vögel. Beobachte die Vorgänge im Ameisenhaufen oder mit dem Fernglas die sich entfaltenden Blätter an den Bäumen. Der Frühling kommt hier explosionsartig. Über Nacht erscheint ein blühender Teppich von Anemonen hinter dem Vorratshaus. Und die braunen wurmartigen Gebilde am Wegrand rollen sich zu stolzen Farnen auf. An den Bäumen kann ich die Blätter wachsen sehen, ich renne hinaus, mehrmals, messe, in wenigen Stunden neun Millimeter, und innerhalb von zwei Tagen ist die zum Haus führende Birkenallee in ein berauschendes Gelbgrün getaucht.

Die Sonnenturbine läuft. 26 Grad am Mittag. Es dämert zwar am späten Abend, aber es wird nicht mehr dunkel. Ich laufe um Mitternacht über die Wiesen und in den Wald hinein. Einige Breitengrade weiter oben steht die Sonne schon ununterbrochen am Himmel. Wie soll mein Kindeskind hier Tag und Nacht unterscheiden und schlafen können. Und die Mücken. Ich messe die Fenster in der Schlafkammer aus, fahre ins Nachbardorf, bestelle Mückenfenster und Verdunklungen.

Und die Abende am Kamin, das prasselnde, lodernde, sprühende Feuer, wie in all den vergangenen Jahren. Stundenlang sitze ich, ohne mich zu rühren. Oder liege auf der Bank in der Stube und sehe in die Flammen. Erhebe mich nur, um ein Scheit Holz nachzulegen. Oder um zu tanzen. Nach Zamfir, der seine Panflöte zu Bach, Albinoni, Corelli und Telemann spielt.

Und plötzlich weiß ich, daß der Erfolg meines Buches mit diesem Ort zu tun hat. Hier ist es überwiegend entstanden. In dieser Leere, Stille, dieser Unendlichkeit. Hier habe ich Zeithaben und Gelassenheit gelernt; am Feuer und auf den Gängen über die einsame Landschaft. Wartenkönnen, bis das überlieferte Material sich freigibt, Rhythmus und Sprache sich finden. Undenkbar, daß man sich in den Himmel der Literaturwissenschaft oder in den der Spekulation versteigt, hier hat man die kleinen Bleigewichte an den Füßen, ist geerdet, ist der Erde nah.

Freilich, unbedingte Konzentration ist nötig. Wenn die Söhne in die Berge aufbrachen, begnügte ich mich, mit dem Finger auf der Landkarte entlangzuwandern. Jetzt aber, und das ist der Grund meiner Reise, werde ich das tun, wovon ich während der Jahre der Arbeit am Manuskript geträumt habe: die nahe am Haus vorbeiführende Straße weiterzuziehen bis an ihr Ende, bis an die Atlantikküste nach Bodø in Norwegen.

Der Rucksack ist gepackt. Am 1. Juni breche ich auf. In Bodø angekommen, feiere ich mit wildfremden Menschen die Mitternachtssonne. Dann weiter nach Narvik. Von dort über Katterjåkk nach Riksgränsen. Schließlich über Abisko, Kiruna und Gällivare zurück nach Rognäs. Zwölf Tage bin ich unterwegs. Ein Sinnenrausch. Ich schreibe nichts auf. Ich mache kein Foto. Aber mein Kopf ist übervoll. Erlebnisintensität. Neue Arbeitsfelder.

Die große Unruhe, von der ich nach der Rückkehr nach Deutschland erneut erfaßt wurde. Seit Monaten schon

wird das Haus, in dem ich wohne, saniert. Die Balkonbrüstungen aus Beton sind abgerissen, auf dem Brettergerüst spazieren die Bauarbeiter, winken durch die offene Balkontür, wenn man noch im Bett liegt. Baulärm. Alle Rohrleitungen werden erneuert, wochenlang gibt es in der Küche keine Kochmöglichkeit, einige Tage lang ist selbst die Toilette nicht zu benutzen. Das Haus wird in Eigentumswohnungen verwandelt; ich kann meine sechshundertvierzig Quadratmeter kaufen. Bestimmen, welche Fliesen, wohin mit den Steckdosen, auch alle Stromleitungen werden erneuert. Die fast dreißig Jahre alte Einbauküche aus Spretel zerfällt beim Abmontieren in ihre Einzelteile. An Mangelwirtschaft gewöhnt, werde ich nun mit Überfluß konfrontiert. Die Überfülle der Angebote. Durch Baumärkte, Küchenstudios.

Und inmitten von Einkaufs hektik und Baulärm die Durchsicht der Fahnen von zwei Manuskripten. Den Aufwind des Erfolgs nutzen, sagt mein Verleger. Eines der Manuskripte liegt ihm besonders am Herzen, es ist sein Vorschlag, das andere mit Arbeiten aus zwei Jahrzehnten ist mir nahe.

Der Termin der Abfahrt nach Rom verschiebt sich. Mein Sohn Joachim bekommt vom Hebbel-Theater die Chance, einen Beitrag zum dem im Jahr 1999 in Berlin stattfindenden »Theater der Welt« zu entwickeln. Er wählt einen Aufführungsort im Freien, den Humboldthafen am Lehrter Stadtbahnhof. Er arbeitet wie besessen, in kürzester Zeit entsteht das Projekt »Wassertheater«; es hat viel mit unserem nordischen

Buch zu tun, ich will die Aufführung nicht versäumen. Und im Roten Salon der Volksbühne spielt er sein Solostück »No time to loose«. Damit seine Frau eine der Vorstellungen sehen kann, erkläre ich mich bereit, bei dem Kind zu wachen.

Die erste Nacht allein mit dem kleinen Menschlein. Ich bin aufgeregt. Lausche auf sein Atmen, sein Schniefen und Glucksen wie auf eine Musik von Luigi Nono oder Johann Sebastian Bach. Bis drei Uhr schläft er durch. Dann gebe ich ihm die Flasche, er sieht mich unverwandt ernst an, sein Blick: wer bist du bloß. Die Wärme des kleinen Körpers, ich ziehe ihm ein Jäckchen an, halte ihn hoch, klopfe den Rücken. Später lege ich ihn wieder hin. Er schläft sofort ein. Und ich lausche von neuem der Musik.

Nach dieser wundersamen Nacht wieder Baulärm, Durchsicht von Fahnen, Einkauf in Baumärkten. Und dann die erste Durchlaufprobe des »Wassertheaters«. Ich fahre zum Lehrter Stadtbahnhof. Die am Humboldthafen aufgebaute Bühne. Das vom Projektleiter zusammengestellte Team, auch sein Bruder ist darunter. Alle Nächte wird durchgearbeitet.

Und dann kommt der Tag der Premiere, der 1. Juli. Alles läuft gut. Großer Applaus. Um vier Uhr am Morgen bin ich zu Haus. Gegen halb sieben laufen die ersten Bauarbeiter auf dem Gerüst entlang. Nun rückt die Abfahrt in unmittelbare Nähe. Der 6. Juli ist vereinbart. Mit dem jüngeren Sohn – am Tag der Premiere hat er seinen dreißigsten Geburtstag gefeiert – werde ich die Alpen überqueren. Koffer packen, die Wohnungsschlüssel der Freundin geben. Sie wird in der Zeit

meiner Abwesenheit den alten Teppichboden entfernen und Parkett legen lassen. Welch Luxus! Wenn ich zurückkehre, versichert sie mir, werde ich die Wohnung nicht wiedererkennen.

Der Humboldthafen. Der Abbau des »Wassertheaters« ist in vollem Gang. Es ist drückend heiß. Die jungen Männer, ihre Hemden sind durchtränkt von Schweiß. Abschied vom älteren Sohn. Der andere winkt: bis morgen. Der Kinderwagen steht im Schatten. Nackte Füßchen. Keine Windel. Nur ein bis zum Bäuchlein reichendes leichtes Hemdchen. Ich nehme das Kindeskind aus dem Wagen, wieder dieses ernste: wer bist du bloß. Dann aber, mit einer langen, fast theatralischen Verzögerung, lacht das Kind, dem seine Eltern den Namen Noah gegeben haben, mich an. Zum ersten Mal. Abschied von ihm. Für ein halbes Jahr. Undenkbar, diese lange Zeit.

Die Nacht vor der Abreise. Noch immer diese drückende Schwüle. Die Turmuhr des Roten Rathauses schlägt die viertel, die halbe, die volle Stunde. Die nächste viertel, halbe, volle Stunde. Die Hitze. Reisefieber. Dann ein Donnernrollen, das näher kommt, schließlich ein heftiger Wind, der an den Pappeln im Innenhof reißt, und endlich – erlösend – ein starker langanhaltender Regenguß. Am Morgen ist der Himmel bedeckt, es hat sich merklich abgekühlt. Gutes Fahrwetter.

Das Abenteuer Süden kann beginnen. Wenn ich mich jetzt, mehr als zehn Jahre später daran entsinne, ist mir, als ob das Durchlebte erst in der Erinnerung Realität gewänne. Damals war ich abwesend in der Anwesenheit. Der Zwiespalt von Körper und Seele, von Sü-

den und Norden. Der wahre Aufenthalt in Rom ein nachträglicher, den die Erzählerin sich schreibend erschafft? Der Versuch, das Gewesene Tag für Tag zurückzuholen. Beginnend mit dem Tag der Abreise.

6. Juli

Es ist ein Dienstag. Pünktlich ist Tobias da. Sein roter Passat, den er vor einem halben Jahr gegen sein erstes, nach dem Mauerfall erstandenes Auto, einen Trabant, getauscht hat. Der Passat hat bereits hunderttausend Kilometer hinter sich.

Bis Schleiz ist uns alles vertraut. Die Autobahn in Richtung München. Ich bin sie noch nie gefahren. Auch der Sohn nicht. Spannung, wann werden die Alpen auftauchen. Der Himmel ist voller schnell ziehender Wolken, die sich mitunter düster türmen. Wir müssen lange warten. Dann aber reißen unvermittelt, nur für kurze Zeit, die Wolkenwände auf, und die Alpenkette liegt breit und behäbig wie ein urzeitliches Tier vor uns, seine Rückenzacken die Berge.

Ich erinnere mich, wie mein Verleger erstaunt die Augenbrauen hob, als ich sagte, ich sei noch nie in den Alpen gewesen, geschweige denn, daß ich sie überquert hätte. Er wollte es nicht glauben. Und ich erzählte ihm von den Bergen der Hohen Tatra und der Malá Fatra, in die man in DDR-Zeiten gefahren sei. Er schwieg, als fiel das nicht ins Gewicht. Diese Reaktion ist mir nach der Wende vielfach begegnet. Wenn ich von den hellen Nächten in Leningrad, von Moskau, vom Balaton oder vom Schwarzen Meer erzählte: Schweigen. War das nicht auch die Welt? Die Teilung in Ost und

West hatte also nicht nur für mich existiert. Aber während, wie mir schien, die aus dem Osten hastig schlingend sich den Westen einzuverleiben suchten – Spanien, Italien, Mallorca, die Türkei die bevorzugten Ziele –, war dieselbe Gier in die andere Richtung keineswegs zu beobachten. Goethe, sagte mein Verleger dann, das Schweigen beendend, habe zweimal auf der Paßhöhe des Gotthard gestanden und sei umgekehrt. Erst beim dritten Anlauf habe er die Alpen zu übersteigen vermocht, habe Arkadien, sein Sehnsuchtsland erreicht.

Vor dem Dreieck Inntal verlassen wir die Autobahn, wir sind hungrig, es wird Abend, wir müssen uns eine Bleibe für die Nacht suchen. Ein Landgasthof, ein Zimmer mit einem Himmelbett, auf seinem Baldachin tummeln sich aufgemalte pausbäckige Engel. In der Gaststube ein kräftiges Mahl, auf fast allen Tischen, auch auf dem unseren, die Maß Bier – wir sind in Bayern. Als wir vor die Tür des Gasthofs treten, um noch einen Abendgang durchs Dorf zu machen, geht ein heftiger Gewitterguß mit Graupel und Hagelkörnern nieder. Dann bewachen die pausbäckigen Engel unseren Schlaf.

7. Juli

Der Tag der Alpenüberquerung. *Innsbruck liegt herrlich in einem breiten reichen Thal zwischen hohen Felsen und Gebirgen. Goethe. Von Innspr. herauf wird's immer schöner. Da hilft kein Beschreiben.* Fünfeinhalb Stunden brauchte Goethe von Innsbruck bis zum Brenner. *Von Innsbr fuhr ich um 2 Uhr ab und war halb achte hier.*

Das Inntal-Dreieck. Richtung Innsbruck. Wir kaufen

eine Autobahn-Vignette für Österreich, tanken. Das Auto verliert Öl, keine Panik, sagt der Fahrer. Keinerlei Kontrollen an den Grenzen. Wir gewinnen an Höhe, sind wir schon auf dem Brenner? Das Handy klingelt. Tobias meldet sich, kein Wort, wo er sich befindet, er spricht, als sei er an seinem Arbeitsplatz in Berlin, nimmt einen umfangreichen Auftrag eines Kunden entgegen. Das unaufhörliche Dröhnen und Rauschen des Verkehrs. Das hohe Tempo, mit dem alle fahren. Auf der rechten Spur versperren die Lastwagen mit ihren Anhängern den Blick. Dann für Sekunden ein Schild: *Brénnero/Brenner*. Tobias verlangsamt das Tempo, heftiges Hupen hinter uns, er läßt sich nicht beirren, steuert auf die nächste Abfahrt zu, verläßt die Autobahn. Ich bin überrascht. Das Öl? Er schüttelt den Kopf. Goethe sei auch nicht auf einer achtspurigen, sich auf riesigen Betonstelzen befindlichen Autobahn gereist; wir nehmen die alte Brennerstraße, sagt er.

Der Reisende zweihundert Jahre vor uns verweilte auf dem Gebirgsscheitel. Am Abend des 8. September 1786 schreibt er an Charlotte von Stein: *Wie sonderbar daß ich schon zweymal auf so einem Punckte stand, ausruhte und nicht hinüber kam!* Die Erinnerung an die Umkehr im Juni 1775, er zeichnete auf der Paßhöhe des Gotthard den »Scheide Blick nach Italien«. Die zweite Umkehr im November 1779 als Begleiter des Weimarer Herzogs nach einer Wanderung von Chamonix über die Furka. Auch im Herbst 1786 zweifelt er, ob ihm die Alpenüberquerung gelingen werde. *Auch glaub ich es nicht eher als bis ich drunten bin.*

Er übernachtet auf der Paßhöhe. Macht Notizen, die

er numeriert. *Note a. Gedancken über die Witterung.* – *Note b. Über Polhöhe, Clima pp.* – *Note c. Über Pflanzen, Früchte pp.* – *Note d. Von Gebürgen und Steinarten.* Der Blick des Ilmenauer Bergwerkskommissars auf die Erdformationen; von *grauem Kalck*, von *Glimmerschiefer*, von der *Granitart Gneis* ist die Rede. *Granit selbst habe ich noch nicht gefunden.*

Zusammenfassend heißt es: *Zu meiner Weltschöpfung hab ich manches erobert.*

Als letztes: *Note e. Menschen.* Ihm fallen *bey den Weibern . . . sehr gut gezeichnete schwarze Augbrauen* auf, *bey den Männern . . . blonde Augbrauen und breite.* Die Kopfbedeckungen *der Weiber* sagen ihm nicht zu: *weise, baumwollene, zotige, sehr weite Mützen, wie unförmige MannsNachtmützen*, die der Männer dagegen sehr: *Die grünen Hüte geben zwischen den Bergen ein fröhliches Aussehen.* Er beobachtet, daß fast jeder eine Feder am Hut trägt, vor allem *Pfauenfedern* seien bei den *gemeinen Leuten* beliebt. Sein Rat an Reisende, *solche Federn mit sich zu führen.* Dann könne man *statt eines kleinen Trinckgelds ein groses ohne Unkosten geben.*

Über den Jaufenpaß und Meran kommen wir in eine Ebene, an deren Ende sich die Stadt Bozen befindet. *Das Thal worinn Botzen liegt . . . gegen Mittag offen, gegen Norden von den Tiroler Bergen bedeckt.* Eine Rast? Zustimmung. Von der Landstraße auf einen Feldweg, dann zwischen Wiesen einen Hang hinauf. Der weite Blick. Unsere Fahrt nach *drunten* war gewiß nicht so abenteuerlich wie die Goethes. Da der Brenner-Wirt seine Pferde am Morgen braucht, überredet er seinen

Gast, auf eine zweite Übernachtung zu verzichten und bei Mondschein talabwärts zu reisen. *Um sieben fuhr ich vom Brenner weg . . .* notiert Goethe. *Der Postillon schlief ein und die Pferde liefen den schnellen Trab bergunter immer auf dem bekannten Wege fort, kamen sie an ein eben Flecken ging's desto langsamer, er erwachte und trieb und so kam ich sehr geschwind zwischen hohen Felsen, an den reißenden Etsch Fluß hinunter.* Mehrmals dann Wechsel der Pferde. Über *Sterzingen, Mittenwalde, Brixen* ging es nach *Colmann*, wo Goethe am frühen Morgen anlangt. Er beklagt sich über die rasante Fahrweise: *die Postillone fahren daß einem oft Hören und Sehen verging; von entsetzlicher Schnelle* schreibt er.

Der Sohn lacht, als ich das vorlese. Die Durchschnittsgeschwindigkeit einer Postkutsche betrug damals – je nach Wegezustand – in etwa drei bis vier Kilometer die Stunde. Talabwärts mögen es vielleicht einige Kilometer mehr gewesen sein. Dann sind wir doch gut, statt 180 auf der Autobahn nur 80 auf der Landstraße oder 50 zu fahren. Auch hinter Bozen verschmähen wir die Autobahn, deren unablässiges Gedröhn zu uns herüberdringt. Wir lassen uns von der grünen Linie auf der Landkarte verführen. Nehmen den Weg durch die Dolomiten. Steile enge Straße, viele Kehren, atemberaubende Haarnadelkurven; ich möchte nicht am Steuer sitzen. Tobias fährt wie ein junger Gott.

Über Mezzolombardo, Sarche und Arco erreichen wir gegen Abend Torbole am Gardasee. Ich wette, sagt der Sohn, Goethe war hier. Ich bestätige es. *Das Örtchen liegt am nördlichen Ende des Sees,* schreibt er

am 12. September 1787 an Charlotte, und, daß er die *ersten Feigenbäume* und die *ersten Ölbäume voller Oliven* gesehen habe. *Die Menschen leben ein nachlässiges Schlaraffenleben.*

Wir essen in der Abendsonne im Freien unter Palmen an einem weißgedeckten Tisch. Gehen danach hinunter zum See. Eine Decke unterm Arm, eine Flasche Wein, »Vino di Goethe di Garda« (ein Buchhändler hat sie mir geschenkt). Wir trinken. Reden. Auch darüber, daß in der Nacht des 23. April der Hauptsitz des serbischen Radios und Fernsehens mitten im Zentrum Belgrads von Flugzeugen der NATO bombardiert wurde. Eine Verletzung des Genfer Abkommens, von *amnesty international* als *Kriegsverbrechen* eingestuft. Die unheilvollen achtundsiebzig Tage der Bombardierungen der NATO.

Der Gardasee. Das gegenüberliegende Ufer mit Bergen und grünen Hügeln scheint menschenleer und unbelebt, als aber die Dämmerung kommt, gehen einzeln Lichter an, und mit der zunehmenden Dunkelheit werden es immer mehr. Unzählige kleine Ortschaften müssen sich dort drüben befinden.

Wie war der Goethe-Satz mit der Weltschöpfung, fragt der Sohn. *Zu meiner Weltschöpfung hab ich manches erobert.* Später macht er allein noch einen Gang durch Torbole. Ich gehe schlafen.

8. Juli

Wir beginnen den Tag mit Schwimmen in dem zum Hotel gehörenden Freibad. Nehmen uns viel Zeit für das Frühstück. *Schlaraffenleben.* Dann die Straße am